

(Nachdruck verboten.)

15]

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Von der absichtlichen Vernachlässigung der Treulosen gereizt, die in fünf Minuten das letzte kleine Versprechen, ihm zum Abschied zu winken, vergessen hatte; von den Schimpfworten der übermütigen Stadtfege so verletzt, als habe er den Stoß gekostet; vom Anblick der fetten Erde, der fischreichen Gewässer, der warmen Hütten entzückt, faßte er seinen Entschluß: einen letzten Versuch oder zwei zu machen, um das falsche Herz zu prüfen, das ihn vielleicht schon vergessen hatte; dann aber zu nehmen, was genommen werden konnte, ohne daß man stahl.

Als er nach Hause zurückkam und die Großtuga leer stehen, die Kollgardinen herabgelassen, Stroh und leere Kisten draußen herumliegen sah, würgte es ihn im Hals, als habe er Apfelsäure quer geschluckt.

Nachdem er seine Andenken an die ziehenden Sommergäste in einen Sack gefammelt, schlich er so lautlos wie möglich auf seine Kammer hinauf. Dort verbergte er seine Schätze unter dem Bett, setzte sich an den Schreibtisch, holte Papier und Feder hervor und machte sich bereit, einen Brief zu schreiben.

Die erste Seite ergoß sich in einem einzigen Wortstrom, teils aus seiner eigenen Vorratskammer, teils aus der „Sagengeschichte“ und den „Schwedischen Volksliedern“ von Afzelius; die hatten einen starken Eindruck auf ihn gemacht, als er sie beim Verwalter in Wärmland gelesen.

„Liebe, geliebte Freundin!“ begann er. „Einsam sitze ich hier auf meinem Kämmerchen und sehne mich ganz fürchtbar nach Dir, Ida. Als seis gestern gewesen, weiß ich noch wie Du hierher kamst: wir säeten Frühlingsroggen und der Ruckel rief im Ochsenhag. Jetzt ist es Herbst, und die Burschen sind draußen auf der Schäre, um Strömlinge zu fangen. Ich würde nicht so viel danach fragen, wenn Du nicht abgereist wärst, ohne mich vom Dampfer noch einmal zu grüßen, wie es der Professor so freundlich vom Achterdeck getan. Es war leer wie ein Loch nach Dir heute abend, und das ist vor allem der Grund, warum der Kummer so schwer lastet. Damals beim Schnittertanze hast Du etwas versprochen, Ida, erinnerst Du Dich noch? Ich erinnere mich so gut, als hätte ichs aufgeschrieben; aber ich bin auch imstande, zu halten, was ich verspreche. Dazu sind aber nicht alle imstande; doch das ist einerlei, und ich frage nicht so genau danach, wie die Menschen gegen mich sind; die ich aber einmal liebe, die vergesse ich nicht; das möchte ich gesagt haben.“

Die Trauer des Vermissens hatte sich jetzt gelegt, und die Bitterkeit kam; die Furcht vor unbekanntem Nebenbuhler tauchte auf, vor den Versuchungen der Stadt mit ihren Vergnügungen; und im Bewußtsein, daß er außerstande sei, den befürchteten Sündenfall zu verhüten, schlug er die edlern Gefühle an. Sofort kamen ihm alte Erinnerungen an die Zeit, da er Reiseprediger war. Er wurde hochgestimmt, streng, sittlich; ein strafender Rächer, durch dessen Mund ein anderer sprach:

„Wenn ich bedenke, wie Du jetzt allein in der großen Stadt umhergehst, ohne daß ein Arm Dich stützt, der Gefahr und Versuchung von Dir abwenden kann; wenn ich an alle die sündhaften Gelegenheiten denke, die den Gang breit und den Fuß leicht machen, fühle ich einen Stich in meinem Herzen; ist mirs, als habe ich vor Gott und Menschen unrecht getan, daß ich Dich ins Garn der Sünde lieg; wie ein Vater hätte ich Dir sein sollen, Ida; und Du hättest dem alten Carlsson wie einem rechten Vater vertraut.“

Bei den Worten „Vater“ und „alter Carlsson“ wurde er weich und erinnerte sich an das letzte Begräbnis, das er mitgemacht hatte.

„Einem Vater, der immer Nachsicht und Verzeihung im Herzen und auf den Rippen hat. Wer weiß, wie lange der alte Carlsson (er liebte das Wort bereits) hier noch wandelt;

wer weiß, ob nicht die Zahl seiner Tage gezählt sind, wie die Wassertropfen in der See oder die Sterne in der Luft; vielleicht, ehe man sichs versieht, liegt er da wie trockenes Heu... Dann wird vielleicht jemand ihn ausgraben wollen, ders jetzt nicht glaubt; aber wir wollen ihn hoffen und beten, daß er noch den Tag erlebt, da die Blumen wieder aus der Erde kommen und die Turteltaube sich in unserem Land hören läßt. Dann ist eine liebe Zeit für manchen, der jetzt klagt und seufzt und mit dem Psalmisten singen möchte...“

Er hatte vergessen, was der Psalmist sang, und mußte das Testament aus seinem Kasten holen, um nachzuschlagen. Aber er hatte die Wahl zwischen hundert Psalmen, und Klara rief schon zum Abendbrot; er mußte also aus der Menge einen herausgreifen, und er nahm:

„Die Weiden in der Wüste sind auch fett, daß sie triefen, und die Hügel sind umher lustig. Die Anger sind voll Schafe, und die Auen stehen dick voll Korn, daß man jauchzet und singet.“

Als er die Stelle durchlas, fand er darin eine glückliche Anspielung auf die Vorzüge, die das Landleben vorm Stadtleben hat; und da das gerade der wunde Punkt war, beschloß er, ihn nicht mehr zu berühren, sondern die Anspielung für sich sprechen zu lassen.

Dann überlegte er, was er noch schreiben sollte; fühlte sich hungrig und müde; konnte sich nicht verhehlen, daß es schließlich einerlei sei, was er schrieb, denn Ida war ihm doch wohl verloren, bis der Frühling wiederkam.

Darum unterzeichnete er „Treu und ergeben“ und ging hinunter in die Küche, um zu Abend zu essen.

Es war dunkel geworden und der Wind hatte sich aufgemacht. Unruhig kam die Alte und setzte sich an den Tisch, an dem sich Carlsson niedergelassen, nachdem er ein Talglicht angezündet hatte. Die Mädchen gingen still und abwartend zwischen Herd und Tisch hin und her.

„Carlsson, er soll heute abend ein Glas Branntwein haben,“ sagte die Alte. „Ich sehe, er hats nötig.“

„Ja ja, es war nicht so leicht, die Sachen an Bord zu bringen,“ antwortete Carlsson.

„Darum muß er sich jetzt ausruhen,“ meinte die Alte und ging nach dem Stundenglas. „Aber was für ein Wind heute abend ist, und von Osten kommt er auch; die Burschen werden es heute nacht schwer haben mit den Netzen.“

„Da kann ich ihnen nicht helfen; übers Wetter vermag ich nichts,“ biß Carlsson den Faden ab. „Aber nächste Woche muß es schön werden; da denke ich mit dem Fischboot nach der Stadt zu fahren, um selber mit dem Fischhändler zu sprechen.“

„Soso, das will er, Carlsson?“

„Ja, ich finde, die Burschen erzielen nicht den richtigen Preis für die Fische; und das muß doch wohl an irgendetwas liegen; wer nun die Schuld haben mag.“

Die Alte zupfte am Tisch und dachte wohl, ein anderes Geschäft als der Fischhandel führe ihn nach der Stadt.

„Hm!“ sagte sie. „Dann ist er wohl so artig und spricht beim Professor vor?“

„Ja, das tue ich wohl, wenn ich Zeit habe; er hat nämlich einen Flaschenfroh hier vergessen...“

„Sehr nette Menschen waren es jedenfalls... Will er nicht noch eine Halbe nehmen, Carlsson?“

„Danke sehr, Tante! Ja, das waren feine Leute, und ich glaube, sie kommen wieder, wenigstens nach dem, was ich von Ida hörte.“

Mit großem Vergnügen sprach er den Namen aus, und er legte seine ganze Ueberlegenheit hinein. Die Alte fühlte auch, wie sehr sie ihm unterlegen war; eine Blut stieg ihr in die Wangen und ein Brand in die Augen.

„Ich glaubte, es sei aus zwischen ihm und Ida,“ flüsterte die Alte.

„Nein behüte, weit davon,“ antwortete Carlsson, der sehr wohl wußte, wie er seine Schnur einholen mußte, und daß etwas am Haken saß.

„Wollt Ihr Euch denn heiraten?“

„Gewiß, wenn die Zeit kommt; aber ich muß mich erst nach einer neuen Stellung umhören.“

Es zuckte in dem gesuchten Gesicht der Alten, und die magere Hand zupfte und zupfte, wie die Hand eines Fieberkranken am Laken zupft.

„Er gedenkt uns zu verlassen?“ wagte sie mit zitternder, vertrockneter Stimme zu sagen.

„Einmal muß es doch sein,“ antwortete Carlsson; früher oder später will man sein eigener Herr werden; und sich für andere abarbeiten, tut man nicht gern um nichts.“

Klara war mit dem Mehlbrei gekommen, und Carlsson wurde plötzlich von einer Lust erfasst, mit ihr zu schäkern.

„Nun, Klara, seid Ihr nicht bange davor, heute nacht allein schlafen zu müssen, da die Burschen fort sind? Vielleicht wollt Ihr, daß ich hinunterkomme und Euch Gesellschaft leiste?“

„Oh, das ist durchaus nicht nötig!“ antwortete Klara.

Einen Augenblick herrschte Schweigen in der Küche. Man hörte, wie draußen der Sturm durch den Wald sauste, das Laub von den Birken riß, an den Feldzäunen rüttelte, an Wetterfahnen und Dachtraufen zausete. Zuweilen fuhr ein Windstoß in den Schornstein hinein und bließ Feuer und Rauch aus vom Herdmantel, daß Rote sich die Hand vor Augen und Mund halten mußte.

Als der Wind einen Augenblick ausblieb, hörte man das offene Meer gegen die östliche Landspitze schlagen. Plötzlich schlug der Hund draußen auf dem Hofe an, und das Gebell entfernte sich, als sei der Hund jemandem entgegen gesprungen, um ihn zu begrüßen oder zu bedrohen.

„Seh' er bitte nach, wer das sein kann,“ sagte die Alte zu Carlsson.

Der stand sofort auf und ging zur Tür hinaus. Er sah nur ein Dunkel, das so dick war, daß man es mit einem Messer schneiden konnte; und der Wind empfing ihn mit einem Stoß, daß ihm das Haar wie Erbsensträucher um den Kopf stand. Er lockte den Hund, aber das Gebell war bereits unten auf der Quellwiese und klang jetzt freudig, als erkenne das Tier einen Menschen.

„Es kommt so spät noch Besuch,“ sagte Carlsson zur Alten, die sich in die Tür stellte. „Wer kann das sein? Ich muß wohl gehen und nachsehen. Klara, steck die Laterne an und gib mir meine Mütze!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Frauen in der englischen Revolution.

An der französischen Revolution haben die Frauen bedeutenden Anteil genommen. Jedes Buch über die Geschichte der französischen Umwälzung erwähnt den Zug der Frauen nach Versailles, die Namen von Théroigne de Méricourt und Madame Roland. Weniger bekannt ist, daß auch schon in der englischen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts das weibliche Geschlecht eine beträchtliche Rolle gespielt hat. Eine so beträchtliche Rolle, daß in dem satirischen Revolutionsepos des gleichzeitigen Dichters Butler, im „Hudibras“, der puritanische Littelheld sogar sagt:

„Wir waren ohne sie verloren,
Die unsre ersten Apostel waren;
Weiber, die alles angewandt,
Wodurch die Sache Fortgang fand.
Sie brachten Kinderpeitschen her,
Uns Schwert zu kaufen und Gewehr;
Warben den Bühlen, wie den Mann,
Für die Partei der Heiligen an;
Strebten, wie sie manch Hochbegabten
Von der Bischofspartei wegknabpten,
Und setzten ihn durch ihre Regung
Für uns in heftige Bewegung . . .“

Und Butler malt dann weiter in seiner Art die weibliche Mitwirkung an der puritanischen Agitation aus, indem er gar behauptet, daß die Frauen mit zarter Hand den müden Rednern „Seit' und Lenden“ gerieben und sie mit Roastbeef, Pudding und Kuchen zu neuen Debatten gekräftigt hätten. Wo in seinen Knittelreimen von den Gaben der Frauen die Rede ist, wird auf die Tatsache angespielt, daß bei dem Ausbruch des Bürgerkrieges unter der Menge der zur Errichtung eines Parlamentsheeres freiwillig Beistehenden auch die Frauen, besonders auch solche aus den ärmeren Schichten der Londoner Bevölkerung stark vertreten waren. Nach einem gleichzeitigen Historiker brachte die Näherin ihren silbernen Fingerhut, das Dienstmädchen seinen Haarpfahl, die Köchin ihren silbernen Löffel und manche Frauen sogar Trau- und Ohrringe zum Opfer.

In dieser Zeit, wo die gewaltige Auseinandersetzung zwischen Königtum und Parlament, Kavaliern und Puritanern vor der Tür

stand, versicherten auch die Londoner Frauen das Haus der Gemeinen ausdrücklich ihrer Teilnahme und drängten zu energischem Vorgehen. Am 3. Februar 1642 erschienen eine Menge von Frauen in der Nähe des Parlamentsgebäudes und verlangten gehört zu werden, entfernten sich auf das Drängen des Befehlshabers der Parlamentswache, nachdem sie erklärt hatten, für jede einzelne Frau, die diesmal gekommen sei, würden am anderen Tag fünfhundert kommen. In der Tat erschienen am 4. Februar 1642 Tausende von Frauen in Westminster, an ihrer Spitze als Sprecherin Anne Stagge, die Frau eines Londoner Brauers, mit einer Petition, worin es unter anderem hieß, die Frauen litten ebenso gut wie die Männer unter den öffentlichen Mißständen; sie wollten sich zwar nicht den Männern an Autorität oder an Weisheit gleichstellen, aber sich doch, so viel an ihnen wäre, ihrer Pflichten gegen ihr Land entledigen. Man konnte nicht umhin, ihre Petition anzuhören und zu beantworten, und zu diesem Zweck erschien sogar der angesehenste Führer der Puritaner im Parlament, der Abgeordnete Pym, in der Mitte der Frauen, um ihnen den Dank des Unterhauses abzustatten und zu verkünden, daß das Parlament immer zur Verteidigung ihrer selbst, ihrer Gatten und Kinder bereit sein würde. Pym konnte es sich übrigens als typischer Spießer nicht verkneifen, einen leisen Tadel des Vorgehens der Frauen in seine Ansprache einfließen zu lassen, indem er sie beschwor, nach Hause zurückzukehren und ihre Petitionen in Gebete für den Erfolg der parlamentarischen Arbeiten zu verwandeln. Die Frau Stagge, die an der Spitze dieser Demonstration stand, war die Gattin eines wohlhabenden Mannes, die große Mehrzahl ihrer Genossinnen aber wird wohl aus Kleinbürger- und Proletarierfrauen bestanden haben.

Unter den Frauen der besitzenden Klassen von London waren zahlreiche Gegner des Bürgerkriegs. Aus diesen mehr oder minder royalistisch gesinnten Kreisen von Londoner Frauen in erster Linie ging im folgenden Jahre 1643, als der Revolutionskrieg schon lange tobte und im Augenblick für das Parlament nicht sonderlich günstig stand, eine weibliche Demonstration gegen den Krieg hervor, die ein tragisches Ende nahm. Am Morgen des 9. August 1643 fanden sich zwei bis dreitausend Frauen, mit weißen Bändern geschmückt, in Westminster ein mit einer Petition, die den Frieden verlangte, damit diese Zeiten der Not ein Ende nähmen und der Handel wieder auflebe. Auf die Versicherung eines Abgeordneten, daß das Parlament auch den Frieden wünsche, auf sein Ersuchen, nach Hause zu gehen, reagierten die Frauen nicht nach Wunsch; sie blieben vielmehr, und ihre Zahl wuchs bis Mittag auf mehr als fünftausend. Ein Teil vor ihnen drang schließlich bis an die Tür des Hauses der Gemeinen vor unter Hochrufen auf den Frieden und mit dem Verlangen, ihnen die verräterischen Gegner des Friedens anzuliefern, damit sie sie in Stücke reißen könnten. Die Demonstrantinnen wurden von der Bedeckung des Parlaments bis an den Fuß der Treppe zurückgedrängt, wobei, um sie einzuschüchtern, einige blinde Schüsse abgefeuert wurden. Auf diese provozierende Maßregel antworteten die Frauen mit einem Steinhael, und nun wurde schief auf sie geschossen; gleichzeitig hieb eine Schwadron Kavallerie ein. Die Demonstrantinnen leisteten erst noch einigen Widerstand, flohen aber natürlich schließlich und ließen sieben oder acht verwundete und zwei tote Frauen zurück; eine hiervon war eine bekannte Wankeltänzerin. Dieser Sieg über unbewaffnete Frauen war, wie kaum gesagt zu werden braucht, kein besonderes Heldentat der Parlamentspartei. Man darf aber nicht außer Acht lassen, daß der Vorgang unter ziemlich verzweifelten Umständen erfolgte: man sah nämlich gerade einem unmittelbaren Angriff des Junterheeres auf London selbst entgegen und war also, vom äußeren Feinde bedroht, dem inneren nicht besonders grün. Die große Mehrzahl der Bevölkerung, die auf seiten des Parlaments stand, war Tags über gar nicht in der Stadt, sondern war draußen damit beschäftigt, eine Verhänzungskette von zwanzig Kilometer Länge herzustellen. Unter den Menschenmassen, die da alle Morgen mit Hacken und Spaten unter dem Klange von Trommeln und Pfeifen hinausjogen, waren auch große Mengen von Frauen. Auch Butler nimmt von den militärischen Leistungen der Londoner Frauen im „Hudibras“ mit den Worten Notiz:

„Wie vieles haben sie London
Im Dienst der Sache ausgestanden!
Mit Fah'n und Trommel aufmarschiert,
Bis an das Maul sich retranschieret,
Mit zarten Händen Wälle gemacht
Und unsern Feind zum Steh'n gebracht.
Vom Austerweibe bis zur Dam'
Jede mit Had' und Schaufel lam
Und half den Männern im Laufgraben,
Wie Hamstern, in der Erde graben.
Da wählten Mäde in der Stadt
Aus ihren Mitteln einen Rat
Und sparten, was sie sau'r erwarben,
Um Reiter damit anzuverben. . .“

Der Bürgerkrieg endigte bekanntlich zuletzt mit dem Siege des Parlaments, und nachdem im Parlament mit Hilfe des revolutionären Heeres die radikalere Independenten über die gemäßigten Presbyterianer Herren geworden waren, wurde 1649 Karl I. prozessiert und hingerichtet, England zur Republik erklärt. Gleich in die ersten Zeiten der Republik, ins Frühjahr 1649, fällt nun ein Kampf

zwischen der jetzt regierenden Partei der Independenten und der kleinbürgerlichen Demokratie der Levellers oder Gleichmacher, die allgemeines Wahlrecht, Gewerbe- und Handelsfreiheit, Beseitigung der indirekten Steuern usw. verlangen und im Meer, aber auch in der unter Feuerung und Daniederliegen von Handel und Wandel leidenden Bevölkerung beträchtlichen Anhang hatten. Und unter den Demokraten finden sich nun auch zahlreiche Frauen, die lebhaften Anteil an den Vorgängen nehmen. So an der Verhaftung des angesehensten Demokratenführers John Lilburne, den das Parlament wegen einer heftigen Flugchrift gefangen setzte und mit einer Hochverratsklage bedachte. Unter den Massenpetitionen zu Lilburnes Gunsten, die nun zahlreich beim Parlament einliefen, war auch eine solche von Londoner Frauen. Am 23. April 1649 richteten sie an das Parlament das dringende Gesuch, Lilburne der Freiheit wiederzugeben. Tausende von Frauen fanden sich mit der Bittschrift beim Parlament ein. Sie waren in großer Aufregung, weil sie glaubten, daß Lilburne und seine Lebensgefährten nächstlicherweilen in Whitehall umgebracht werden sollten. Sie sagten, das Haus habe dadurch, daß es die Verbreiter von Lilburnes Schrift für Verräter erkläre, den Leuten eine Schlinge gelegt; da man kaum über die gegenwärtigen Zeitverhältnisse sprechen könne, ohne ähnlich wie dies Buch zu sprechen, so daß alle Nedersfreiheit damit gänzlich abgeschritten sei und man sich keine ärgere Slaverei denken könne. Das Parlament wollte den Frauen kein Gehör schenken, sondern bedeutete sie geringschäßig, sie sollten nach Hause gehen und ihr Geschick abwachen. Darauf gaben einige, die Haare auf den Zähnen hatten, die bissige Antwort, sie hätten kein Geschick und auch kein Fleisch mehr. Alle hatten sie sich gewiß ihre eigenen Gedanken gemacht über den parlamentarischen Bescheid, der, wie ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber sagt, so verschieden war von den Antworten, die sie zu bekommen pflegten, „als sie Geld, Silberzeug, Ringe, Haarpeste und Fingerhüte den Geizgebern zu opfern hatten.“ Acht Tage später hatten die demokratisch gesinnten Frauen wieder Gelegenheit, für ihre Ueberzeugung zu demonstrieren. Unter den Kruppen in einem Londoner Regiment war der Widerstand gegen die Herrschaft der Independenten und der mit ihnen verbündeten Armeeführung zum Ausbruch gekommen. Die Meuterei war aber niedergeschlagen worden und hatte die standrechtliche Erschießung eines jungen Soldaten namens Kocher zur Folge, der mit der Standhaftigkeit einer gefestigten Ueberzeugung starb und von den Demokraten als Märtyrer der Volksfreiheit gefeiert wurde. Sein Begräbnis am 30. April 1649 gestaltete sich zu einer großen Demonstration, und auch die Frauen waren in großer Zahl daran beteiligt. Tausende von ihnen gingen im Leichenzuge mit und bekundeten durch Abzeichen in der grünen Farbe der Gleichmacher, daß sie sich zur demokratischen Partei rechneten.

Die Gleichmacher waren nicht folgerichtig genug, um auch die Gleichberechtigung der Frau auf ihr Programm zu setzen. Im Lilburneschen Volksvertrag ist nichts Derartiges zu finden; das allgemeine Wahlrecht wird nur für Männer gefordert. Und auch der Wortführer der sogenannten wahren Gleichmacher, das heißt der Kommunisten, die sich 1649 von der kleinbürgerlichen Demokratie absonderten, auch Gerard Winstanley tritt nicht für den Gedanken des Frauenstimmrechts ein: in seinem Entwurf eines demokratisch-kommunistischen Gemeinwesens findet sich das Wahlrecht auf die Männer beschränkt. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß der Gedanke der Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts zur Zeit der englischen Revolution gar breiten Boden gefunden. Die Idee ist vielmehr zweifellos bereits in den ersten Zeiten der Revolution aufgetaucht. 1647 erscheint schon eine Flugchrift, die sich betitelt „Ein Frauenparlament“ und die weiblichen Ansprüche auf Gleichberechtigung lächerlich macht. Daß es schon 1641 Frauen gab, die anders als jene Penitentinnen des nächsten Jahres, sich den Männern von Autorität und Weisheit gleichzustellen gedachten, erhellt aus einer Schrift des genannten Jahres, wonach bereits sechs Frauen als Prediger aufgetreten waren, und das war, in jener Zeit der kirchlichen Einkleidung von politischen Dingen, die handgreiflichste Vollendung von Auslehnung gegen die männliche Alleinherrschaft im öffentlichen Leben. Das rednerische Auftreten von Frauen, zunächst in den Londoner Straßen, wurde seitdem häufiger. So bemerkt ein Historiker zum Jahre 1645, daß eine „gewöhnliche“ Frau eine Volksrede gehalten habe. „Zuerst sagte sie zu den Umstehenden: Wenn jemand ein Wort der Ermahnung hat, so rede er. Als alle schwiegen, fuhr sie fort: Jetzt ist jene Zeit, worin sich erfüllt, was Gott versprochen hat: Ich werde meinen Geist in die Mägdle ergießen, und sie werden weisfagen.“ Gang und gäbe wurde das öffentliche Auftreten von Frauen, als in den fünfziger Jahren die proletarische, kommunistisch gefärbte Sekte der Quäler um sich griff. In ihrer Agitation spielten die Frauen eine so große Rolle, daß anfangs vielfach geglaubt wurde, die neue revolutionäre Sekte bestesse überhaupt bloß aus Frauen. Der angesehenste unter den ersten Quälerführern, Fog, bejahte ohne weiteres die Frage, ob die Frau berufen sei, am öffentlichen Leben teilzunehmen. In demselben Brief, worin er erklärt, daß jedermann ein Priester sei, wirft er die Frage auf: „Sind Frauen Priester?“ und antwortet: „Ja, Frauen sind Priester.“ Die Quäler waren einhellig darin, daß das „innere Licht“, d. h. die Vernunft, seine Segnungen über die ganze Menschheit ausgießt und keinen Geschlechtsunterschied kenne, und daß also das Weib als gleichberechtigt zu betrachten und zu behandeln sei. Demgemäß bejahte denn auch die Frauen bei den Quälern ebensogut das Stimmrecht wie die Männer. Mit diesen Ideen waren sie freilich unendlich viel

weiter als die große Mehrzahl ihrer Zeitgenossen, denen es gewiß noch unfaßbar vorkam, daß die Frau je gleichberechtigt werden könne mit dem Herrn der Schöpfung.
A. Conradh.

Die Sonne als Energiezentrum.*)

Wenn die einzelnen Energieformen auseinander entstehen, sich einander umwandeln können, so liegt ein Gedanke von hohem Interesse nahe. Man kann nämlich die vorhandenen Energien in ihrer Entstehung rückwärts verfolgen mit der Vermutung, vielleicht eine gemeinsame Quelle zu finden. Es wäre ein das menschliche Einheitsbedürfnis in hohem Maße befriedigendes Resultat, wenn es gelänge, alle Zustände und Vorgänge auf ein Zentrum, auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen. In der Tat ist dieses Problem gelöst worden. Alle Energieformen haben ihren letzten Ursprung in der Sonne, in der Sonnenenergie. Die Sonne ist die Ursache aller Veränderungen, sowohl in der organischen als auch in der anorganischen Welt. Diese Tatsache hat die Menschheit frühzeitig ahnend und gefühlsmäßig erfaßt. Der Sonnenkult der alten Kulturvölker, der Ägypter, der Phönizier, der Babylonier und Assyrer hat hierin seine Wurzel. Prometheus raubte den kulturbringenden Feuerfunken aus dem Himmel der olympischen Götter. In dieser Sage liegt das Bewußtsein von der ungeheuren Bedeutung des Feuers für die Menschheitsentwicklung und die Ahnung, daß auch das irdische Feuer dem Glutball der Sonne entstammt. Die Germanen feierten die Wintersonnenwende als das Ende des winterlichen Todes, als Rückkehr des Lebens, und die Sommer Sonnenwende als den Höhepunkt desselben. Was früher gefühlbetonte religiöse Ahnung war, das ist gegenwärtig klare Erkenntnis geworden.

Die Erde erhält alle Energie in Gestalt von Sonnenstrahlen, die Licht und Wärme spenden. Täglich sendet das Muttergestirn durch den Weltraum aus Entfernungen von Millionen Kilometern ungeheure Energiemengen seinen Kindern, den Planeten. Ungehindert gehen die Strahlen durch den Weltraum. Es ist nichts da, was sie aufhalten und schwächen könnte. Erst wenn die Strahlen auf die Planeten treffen, werden sie aufgefangen, wird der Schatz, der in ihnen ruhenden Energie in Bewegung und Leben umgesetzt. Das Licht tritt nun als eine neue Energieform entgegen. Es steht in inniger Beziehung zur Wärme. In den Sonnenstrahlen nämlich sind Licht und Wärme so innig verbunden, daß sie durch kein Mittel voneinander getrennt werden können.

Läßt man in dunkles Zimmer durch einen engen Spalt Sonnenlicht fallen, das man durch ein Glasprisma bricht, so entsteht das bekannte Sonnenspektrum, ein Band, das die sogenannten Regenbogenfarben zeigt vom Rot bis zum Violett. Mit einem empfindlichen Thermometer kann man zeigen, daß sämtliche farbigen Strahlen, die das weiße Licht zusammensetzen, mit Wärme verbunden sind. Merkwürdig ist aber, daß die Wärmewirkung weit über das sichtbare Spektrum hinausreicht. Weit jenseit des Rot noch ist ein bedeutendes Steigen des Thermometers zu konstatieren. Das ist nur so zu erklären, daß im Sonnenlicht auch Strahlen enthalten sind, die durch das Prisma anders gebrochen wurden wie die farbigen Strahlen, daß wir jenseit des Rot Wärmestrahlen vor uns haben, die nicht mit Lichtwirkungen verbunden sind. Auch jenseit des Violett gibt es noch Strahlen, deren Vorhandensein man mittels der photographischen Platte nachweisen kann. Das zwingt uns zu der Annahme, daß Wärme- und Lichtstrahlen nicht wesentlich voneinander verschieden sind. Der Unterschied beruht nicht in den Strahlen an sich, sondern in der Beschaffenheit unseres Auges, das nur Strahlen bestimmter Brechbarkeit wahrzunehmen vermag. Die Strahlen jenseit des Rot empfinden wir nur als Wärme, nicht mehr als Licht. Diese Auffassung wird klar durch eine Analogie. Wir denken uns eine schwingende Saite. Die Zahl der Schwingungen, der Ton wird höher mit steigender Spannung. Es gibt nun eine bestimmte Grenze der Spannung, eine bestimmte Grenze der Schwingungszahl nach unten, wo wir das Schwingen der Saite nicht mehr mit dem Ohr wahrzunehmen vermögen. Wohl aber können wir die Schwingungen noch mit dem Tastsinn empfinden. Wenn wir den Finger an eine schwingende Saite halten, so haben wir eine ganz bestimmte Tastempfindung. Oberhalb der Grenze haben wir Gehör- und Tastempfindung, unterhalb nur Tastempfindung. So ist es auch bei dem durch das Prisma zerlegten Sonnenlicht. Einen Teil der Strahlen empfinden wir als Licht und Wärme, einen Teil nur als Wärme. Die Lichtstrahlen sind identisch mit Wärmestrahlen, nur können wir sie zugleich mit dem Auge wahrnehmen.

Da wir die Wärme als Energieform betrachten, ist leicht einzusehen, wie man die Energie der Sonnenstrahlen messen kann. Man braucht sie nur durch einen Körper vollständig aufzufangen und die Erwärmung desselben in Kalorien auszudrücken, um die

* Wir entnehmen diese Ausführungen dem 256. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig): Die Lehre von der Energie von Dr. Alfred Stein (Preis geb. 1 M., geb. 1,25 M.), das in einfacher Weise eine Vorstellung von der Einheitlichkeit zu vermitteln sucht, die durch die Aufstellung des Energiebegriffs und des Energiegesetzes in unsere gesamte Naturauffassung gekommen ist.

Größe der Sonnenenergie zu bestimmen. Vollständig verschluckt, absorbiert, werden Sonnenstrahlen von Körpern, die kein Licht zurückwerfen, die uns also lichtlos, d. h. schwarz erscheinen. Man benutzt zur Messung das Pyrheliometer, ein Wasser enthaltendes Gefäß aus dünnem Silberblech. Dieses wird an einer Fläche mit Ruß geschwärzt, so daß nahezu alle Sonnenstrahlen absorbiert werden. Diese Fläche stellt man senkrecht gegen die Sonnenstrahlen, die eine Erwärmung des Wassers bewirken werden. Wenn seine Menge und Temperaturerhöhung bekannt ist, kann leicht die abgegebene Wärmemenge in Kalorien bestimmt werden. Denken wir uns den Apparat an der Grenze der Atmosphäre aufgestellt. Durch das Quadratcentimeter der dem Licht senkrecht zugewandten berußten Fläche erhält er in einer Minute eine bestimmte Wärmemenge, die man die Solarconstante nennt. Sie beträgt 3 Grammkalorien (eine Grammkalorie ist die Wärmeeinheit, die in einem Gram Wasser um einen Grad Celsius in der Temperatur zu erhöhen). Die Energie, die auf diese Weise der Erde bei ihrer gewaltigen Oberfläche zugeführt wird, ist von ungeheurer Größe. Betrachten wir die Energie, die 1 Quadratmeter (10 000 Quadratcentimeter) erhält. Sie beträgt 30 000 Grammkalorien in der Minute oder 500 Grammkalorien in der Sekunde, gleich $\frac{1}{2}$ Kilogrammkalorie. Diese entspricht 213,5 Meterkilogramm pro Sekunde. Das ist ein Effekt von beinahe 8 Pferdestärken.

Es ist allerdings zu beachten, daß nicht jede Flächeneinheit der Erde diese Energiemenge in der Sekunde erhält. Es wird ja immer nur die Hälfte der Erdoberfläche beleuchtet. Außerdem fallen die Sonnenstrahlen nur in der Gegend des Äquators senkrecht auf. Es läßt sich aber leicht der Durchschnittswert der Energie für die Flächeneinheit der Erde berechnen, wenn man bedenkt, daß die Lichtmenge, die von einer Kugel aufgefangen wird, gleich ist der Lichtmenge, die senkrecht auf den größten Kreisfallt. Man sieht dies leicht ein, wenn man sich das Licht, das auf die Kugel fällt, durch eine Kreisfläche, die senkrecht von den Sonnenstrahlen getroffen wird, abgefangen denkt. Diese Kreisfläche muß gleich dem größten Kreis sein. Der größte Kreis nun ist der vierte Teil der Kugeloberfläche. Die Sonnenenergie, die durchschnittlich auf die Flächeneinheit der Erde kommt, beträgt demnach den vierten Teil von dem Werte der Solarconstante.

Außerdem ist zu berücksichtigen, daß nicht alle Sonnenenergie durch die Atmosphäre hindurch auf die Erdoberfläche gelangt. Die Strahlung wird beim Durchgang durch die Luftschicht geschwächt. Das beruht auf einer besonderen Eigenschaft der Sonnenstrahlen. Geht Licht von einem Mittel in ein anderes, z. B. aus Luft in Wasser, so wird die Richtung der Fortpflanzung geändert, der Lichtstrahl wird gebrochen. Außerdem aber wird ein Teil der Strahlen an der Grenzfläche zurückgeworfen, reflektiert. Die Atmosphäre nun ist kein in allen Punkten völlig gleichartiges Mittel. Zunächst ist in ihr immer Staub in feinsten Verteilung enthalten. Außerdem besteht sie selbst ja aus Molekülen, die durch Luftmoleküle wird demnach eine Reflexion der Lichtstrahlen stattfinden. Da diese offenbar nach den verschiedensten Richtungen hin erfolgt, so wird eine Zerstreuung des Lichtes eintreten. Es werden aber nicht alle Strahlen des Sonnenlichts gleich stark reflektiert. Das liegt daran, daß die reflektierenden Teilchen außerordentlich klein sind. Denken wir uns Wellen von verschiedener Größe. Hindernisse werden auf sie nicht die gleiche Wirkung haben. Während eine kleine Welle von einem Hindernis völlig aufgehalten und zurückgeworfen werden kann, kann eine große Welle das Hindernis überschreiten. So werden auch die kleineren Lichtwellen viel stärker reflektiert als die größeren. Es sind demnach die blauen Strahlen, als die Strahlen kleinster Wellenlänge, auf die sich die Reflexion und damit die Zerstreuung besonders erstreckt. Wohin wir in der Atmosphäre den Blick auch wenden mögen, von allen ihren Punkten gelangen reflektierte blaue Strahlen in unser Auge. Das ist die Erklärung für die Blaufärbung des Himmels. Auch die verschiedene Färbung der Sonne wird dadurch begründet. Am Horizont erscheint sie auffällig rot. Die Zerstreuung des blauen Lichtes ist offenbar um so größer, je größer der Weg ist, den die Sonnenstrahlen in der Atmosphäre zurücklegen. Den längsten Weg in der Luftschicht durchmessen nun die Strahlen der Sonne bei ihrem Auf- und Niedergang. Demnach wird hier der größte Teil des blauen Lichtes zerstreut, und es überwiegen die Strahlen vom anderen Ende des Spektrums, also die roten.

Wenn die Atmosphäre in dieser Weise auch etwa ein Drittel der Sonnenenergie zerstreut, so ist doch die zur Erdoberfläche gelangende Menge noch groß genug. Sie würde in einem Jahr, eine die Erde umgebende Eisschicht von über 30 Meter Dicke im Laufe eines Jahres zu schmelzen. Uebrigens ist die Rolle, die die Atmosphäre im Wärmehaushalt spielt, nicht etwa für das Leben der Erde nachteilig, sondern im höchsten Grade zweckmäßig. Das Sonnenlicht wird zum größten Teile hindurchgelassen. Es erreicht die Erdoberfläche und erwärmt hier den Erdboden, der es absorbiert. Wärme kann nun auch durch Strahlung abgegeben werden. Licht- und Wärmestrahlen sind ja überhaupt identisch. Infolge der Absorption (Verschluckung) aber existieren keine Lichtstrahlen mehr, sondern nur noch dunkle Wärmestrahlen. Für diese aber ist die Atmosphäre viel undurchlässiger als für jene. So absorbiert die Luftschicht 78 Proz. der Strahlung der Erde und verhindert die

Wärmeabgabe an den Weltraum. Sie wirkt ähnlich wie die Glasfenster der Warmhäuser, die auch die leuchtende Strahlung der Sonne leicht einlassen, das Zurückstrahlen aber verhindern, wenn die Sonnenstrahlen in dunkle Wärmestrahlen verwandelt worden sind.

Kleines feuilleton.

Geographisches.

Europa trodnet aus? Für die Geographen gilt es als eine erwiesene Tatsache, daß große Teile von Asien seit langen Zeiten einer zunehmenden Austrocknung ausgesetzt gewesen sind. Die Ruinen verschütteter Städte, in denen namentlich deutsche und englische Gelehrte Ausgrabungen von höchster Wichtigkeit gemacht haben, zeugen von dieser Verschlechterung des Klimas, die sich auch in der namentlich von Sven Hedin in vielen Fällen festgestellten Verkleinerung der Seen von Tibet kundgibt. Nun soll aber auch unser gutes altes Europa von einem ähnlichen Schicksal bedroht sein. Der erste, der diese beunruhigende Meinung geäußert hat, war der bekannte französische Höhlenforscher Martel, der sogar soweit ging, in einem Vortrag zu erklären, daß ein großer Teil der Menschheit innerhalb weniger Jahrhunderte vor Durst sterben würde, wenn nicht etwas gegen die wachsende Austrocknung geschähe. Dieser Warnungsruf hat weitere Untersuchungen veranlaßt, die namentlich von Walter an Schweizer Seen ausgeführt worden sind. Auch er ist zu dem Ergebnis gekommen, daß Hunderte von europäischen Seen in der jüngsten Zeit der Erdgeschichte verschwunden, andere auf einen kleinen Teil ihrer früheren Ausdehnung zusammengeschrumpft sind. Im Kanton Zürich allein, wo vor 250 Jahren noch 149 Seen bestanden, sind heute nur noch 76 vorhanden, und kaum die Hälfte von ihnen hat ihren früheren Umfang unvermindert bewahren können. Von Seen in Deutschland und Rußland wird dasselbe gesagt. Man braucht sich aber über solche Gutachten nicht zu beunruhigen, denn es handelt sich in Europa wahrscheinlich nur um vorübergehende Klimaschwankungen. Außerdem würde man zu durchaus falschen Ergebnissen kommen, wenn man jede Austrocknung eines Sees als einen Beweis für eine Abnahme der Feuchtigkeit betrachten würde. Es bedarf also kaum der tröstlichen Versicherung, daß bisher wenigstens die Ostsee, die Nordsee und das Mitteländische Meer keine Abnahme ihrer Gewässer gezeigt haben.

Technisches.

Neuere Talsperren. Die Entwicklung der Talsperren wurde in Deutschland hauptsächlich vom verstorbenen Professor Inze beeinflusst, der seit dem Jahre 1888 zahlreiche solcher Anlagen hauptsächlich im Rheinland und in Westfalen ausgeführt hat. Die größte Talsperre in Deutschland, die Urstalsperre, ist gleichfalls sein Werk. Der Stausee dieser Sperre hat bei einem Fassungsvermögen von 45 Millionen Kubikmeter eine Länge von zehn Kilometer. Die Sperrmauer hat eine Höhe von 56 Meter und eine Stärke von 50 Meter am Fuß. Es sind jedoch mehrere Anlagen im Bau, die die Urstalsperre zum Teil bedeutend an Größe übertreffen werden. Zu diesen Anlagen gehört die Talsperre am Vober in Schlesien, die ein Fassungsvermögen von 50 Millionen Kubikmeter haben wird, die noch größere Mohnetalperre und vor allem die Ebersperre im Fürstentum Waldeck, die bei einem Stau von 25 Kilometer Länge 220 Millionen Kubikmeter fassen soll. Die Idee der Talsperren selbst ist uralte, da die Ägypter schon 2000 Jahre vor Christi Geburt einen Riesentalsperre zu Bewässerungszwecken angelegt haben. Aber erst in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hat man die große Bedeutung der Talsperren für die Kultur und die Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens erkannt. Während die Talsperren, die ein natürliches Tal durch einen Damm oder eine Mauer absperrten und den Bach oder Fluß dadurch zu einem See anstauen, ursprünglich hauptsächlich zur Wasserregulierung dienen, wird das Wasser des Stausees heute verschiedenen Zwecken nutzbar gemacht. Einzelne Anlagen, wie z. B. die Solinger Talsperren, dienen dazu, Städten und ganzen Gebieten zu einem guten Trinkwasser zu verhelfen, andere wieder speisen Schiffahrtskanäle und liefern Nutzwasser für landwirtschaftliche Zwecke. Die Hauptaufgabe der Mehrzahl der Talsperren besteht aber heute darin, große Kraftwerke, die zur Erzeugung elektrischer Energie dienen, zu speisen. So wird durch die Talsperre bei Marilissa am Neis in Schlesien, die die fürchtbaren Hochwasser des Neis unschädlich gemacht hat, ein Kraftwerk mit einer Leistung von 16 000 Pferdestärken betrieben, das bis zum Neieengebirge nach Hirschberg und ins Warmbrunner Tal elektrische Energie liefert. Gerade in der billigen Erzeugung elektrischer Energie besteht die große Bedeutung dieser Anlagen, die den wirtschaftlichen und industriellen Charakter einer Gegend völlig verändern kann. Sie verändern übrigens auch das landschaftliche Bild einer Gegend fast immer zu deren Vorteil, da die großen Stauseen von herborragender Schönheit sind. Auch in anderen europäischen Ländern ist der Bau der Talsperren sehr weit vorgeschritten. Zu den größten amerikanischen Sperren gehört die des Crotonflusses, die New York mit Trinkwasser versorgt und ein Fassungsvermögen von 180 Millionen Kubikmeter hat.